



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 12.

Wiesbaden, den 19. Dezember 1915.

4. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Feindliche Fürstinnen“, von Professor Dr. Karl Graf. — „Gedanken eines spät Eingezogenen“, von D. Ehrler. — „Heimatgefühl“, von Clemens Brentano. — „Halb um die Welt zur Kriegszeit“, von E. Engelhardt (A. Fortsetzung). — „Ich heirate Kasal“, von J. Gschow. — „Wie wir in Litauen requitrierten“, von J. von Willow. — „Bilderbogen fürs Haus“. — „Lustige Gste.“

Im Geleit.

Die letzte Aufgabe unseres Daseins: dem Begriff der Menschheit in unserer Person einen so großen Inhalt als möglich zu verschaffen, diese Aufgabe löst sich allein durch die Verknüpfung unseres Ich mit der Welt zu der allgemeinsten, regsten und freiesten Wechselwirkung.

Wilhelm von Humboldt.

Feindliche Fürstinnen.

Von Prof. Dr. Karl Graf.

Von jeher haben begabte oder ränkevolle Frauen, die durch Schönheit, Klugheit oder Geburt genügenden Einfluß besaßen, ihre Hände gern in die wirren Fäden der hohen Politik gemengt. Auch wenn man sich näher in die Vorgeschichte dieses unheilvollen Weltkriegs vertieft, wird man bald die zarten Frauenhände gewahr werden, die den gordischen Knoten so emsig und gewissenlos schürzen halfen, teils von blindem Ehrgeiz, teils von unersättlichem Rachedurst getrieben. Schon seit Jahrzehnten war es ja offenes Geheimnis, daß die kriegslüsterne Großfürstenpartei ihren Mittelpunkt in den Prunkgemächern der Zarina hatte, daß in denen ihrer Schwester die Fäden der englischen Einflusspolitik zusammenliefen, und daß die schönen Töchter Nikitas ihre Männer zu Werkzeugen ihres Hasses gegen Oesterreich zu machen verstanden. Schon Bismarck hat schwer gegen diese deutschfeindlichen Frauen anzukämpfen gehabt, und nur mit großer Mühe ist es ihm gelungen, das von Frauenlist in Kopenhagen zusammengeponnene Gewebe zu zerreißen. Diesmal hat es sich leider haltbarer erwiesen. Es würde daher dem Bilde des großen Krieger ein bezeichnender Zug fehlen, wenn wir nicht auch kurz darlegen wollten, welche unheilvollen Einflüsse auf seine Entstehung die ränkevolle Wühlstätigkeit geprüfter Frauen gehabt hat.

Als leidenschaftliche Deutschhasserinnen sind namentlich die Zarina (Kaiserin-Mutter) im Gegensatz zur Zaria, der Gemahlin des regierenden Kaisers, Maria Fedorowna in Petersburg und ihre Schwester, die Königin-Mutter Alexandra von England, von jeher bekannt. Dabei sind beide zu ihrem schweren Aerger durchaus deutscher Abstammung, denn ihre Mutter war eine Prinzessin von Hessen-Kassel, und ihr Vater, der Dänenkönig Christian IX., gehörte dem Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg an. Die Eltern lebten lange unter recht bescheidenen, fast bürgerlichen Verhältnissen in dem idyllischen Jügend-

heim a. d. Bergstraße, und hier, also auf Ferndeutschem Boden, hat das Schwesternpaar auch seine fröhliche Kindheit und Jugendzeit verlebt. Dann aber wurde der Papa König, und die Prinzessinnen durften richtige Hofluft atmen, um gleich den bitteren Schmerz zu erleben, daß ihrem Königreiche durch den Krieg von 1864 zwei der schönsten Provinzen entrissen wurden. Das dänische Volk hat schwer an dieser Niederlage getragen, aber es hat sich in der folgenden Generation mit ihr abgefunden, wie schon seine musterhafte Neutralität im gegenwärtigen Weltkriege beweist. Nie aber haben die rasch ganz dänisch gewordenen Prinzessinnen, die ihrem Hause vermeintlich angetane Schmach vergessen, am allerwenigsten die stolze Dagmar, wie die Zarina ursprünglich hieß, und von dieser Zeit her stammt ihr geradezu fanatischer Haß gegen alles, was Preußen heißt oder mit Preußen irgendwie in Verbindung steht. Nie hat sie die damals erlittene Demütigung verschmerzt, sondern sie ihr ganzes Leben lang durch brennende Rachsucht zu vergelten gesucht. Eine glaubwürdige Ueberslieferung behauptet auch, die Prinzessin sei einmal durch einen preussischen Offizier tödlich beleidigt und ihr politischer Haß dadurch auch zu einem persönlichen geworden. Mag dem nun sein wie immer, jedenfalls hat sie sich nie Mühe gegeben, ihren Deutschenhaß zu verleugnen, sondern ihn stets offen zur Schau getragen. So machte es ihr bei den Petersburger Hoffesten immer Spaß, das dänische Irredentistenlied „O Schleswig...“ ins Musikprogramm einzuschließen und sich dann an den verlegenen Mienen der anwesenden deutschen Diplomaten zu weiden. Als junge Prinzessin hieß sie am dänischen Hofe nur „die schöne Dagmar“, und zwar mit Fug und Recht, aber es steckte auch ein eiserner Wille und eine nicht gewöhnliche Intelligenz in ihrem feinen Kaffeöpfchen. Als Ehegemahl war ihr der älteste Sohn des Kaisers Alexander II. von Rußland bestimmt, der Großfürst-Thronfolger Nikolaus. Aber

Nikolaus war fränklich und starb zu Nizza in den Armen seiner Braut. Am Sterbebette des Bräutigams lernte sie dessen Bruder kennen, den späteren Kaiser Alexander III. Beide kamen sich in diesen schweren Stunden näher, und schon im Oktober 1866 reichten sie sich die Hand zum Ehebunde, wobei Dagmar zur orthodoxen Kirche übertrat und den Namen Maria Feodorowna annahm.

Es läßt sich kaum ein größerer Gegensatz denken, als er sich in diesem ungleichen Paar verkörperte, das übrigens gut zusammen auskam: Alexander, geistig einer der beschränktesten Fürsten des 19. Jahrhunderts, aber ein Riese an Erscheinung und ein Hüne an Körperkraft, ein Mann, der spielend Hufeisen zerbrach und aus Zinntellern mit bloßer Hand Rosentknochen formt, misstrauisch, menschenscheu, finster und muffig, und auf der anderen Seite die kleine, zierliche Dagmar mit dem kapriziösen Köpfchen voll toller Launen und der Vorliebe für höfliche Prunzentfaltung. Simson und Delila! Starke Willen besaßen beide, aber der Alexanders wurde vollständig beherrscht von der weit überlegenen Intelligenz seiner Gemahlin, die ihm zeitlebens am Gängelbände führte und sich mit bestem Erfolg bemühte, sein ewig waches Mißtrauen gegen den verhassten Bismarck und das Deutschland zu lenken. Am 13. März 1881 wurde der edelmütige Alexander II. von den Bomben der Nihilisten zerrissen und Blut schwamm auf den Stufen des Thrones, zu dem nun Alexander III. und Dagmar emporstiegen. Aber die damals 34jährige Kaiserin überwand die fürchterlichen Eindrücke; nach dem Trauerjahr wurde ihr Hof zum Mittelpunkt glänzendster Geselligkeit, sie selbst wußte durch Anmut und Geistesgaben alle Welt zu entzücken und bald genug sich einen unheilvollen Einfluß auf die gesamte russische Politik zu sichern, die zeitweise fast nur von ihr allein gemacht wurde. Nachdem erst einmal die Eigenliebe ihres schwerfälligen Gatten durch das Verhalten des Battenbergers in Bulgarien verletzt war, fiel es der schlauen Frau nicht schwer, seinen glimmenden Unwillen gegen das Deutschland zur lichten Flamme zu schüren. Sie, die Prinzessin aus deutschem Geblüt, war es, die das deutsche Hoftheater in Petersburg abschaffte, die den Gemahl unaufhörlich zu der brutalen Russifizierung der Ostseeprovinzen, zur rücksichtslosen Verfolgung aller Nichtrussischen in dem weiten Reiche aufstachelte. Und wenn sie mit dem Zaren zur Sommerfrische nach Kopenhagen fuhr, impfte sie dort im Verein mit der Schwester Alexandra den unversöhnlichen Deutschenhaß wie freßendes Gift weiter, namentlich aber auf den Schwager Eduard, den damaligen Prinzen von Wales.

Schon damals ist in der dänischen Hauptstadt der Plan gefaßt und der Grund gelegt worden zur Einkreisung Deutschlands. Die wiederholten Anschläge der Nihilisten machten Alexander III. immer abhängiger von seiner Frau; er führte in dem von der Außenwelt streng abgeschlossenen Gatschina das Leben eines Einsiedlers und zeigte sich in der Öffentlichkeit nie mehr ohne die Kaiserin, wohl weil er glaubte, daß die Revolutionäre in deren Gegenwart keine Bluttat ausführen würden. Trotzdem kam es am 29. Oktober 1888 zu dem furchtbaren Eisenbahnattentat von Borki, wo die ganze Zarenfamilie nur wie durch ein Wunder dem schrecklichsten Tode entging. Der Riese zeigte Mannesmut und stellte sich unbeschädigt; in Wirklichkeit aber hatte er durch den furchtbaren Stoß eine schwere innere Beschädigung der Kreuzgegend erlitten und siechte seitdem unhaltbar an einer bösartigen Nierenkrankheit dahin. Die Nachwehen der furchtbaren Erregung lösten eine Art Verfolgungswahn aus, und der Hüne wurde furchtsam wie ein Kind. Aus Angst vor Vergiftung wollte er keine Speisen mehr berühren, die die Kaiserin nicht eigenhändig zubereitet hatte. So mußte Maria Feodorowna sich wieder auf die Kochkünste besinnen, die sie einst in dem bescheidenen Haushalt zu Jugenheim gelernt hatte. Sie hat sich in dieser schweren Zeit als treue und aufopferungsvolle Gattin bewährt und den von furchtbaren Schmerzen gefolterten, schließlich völlig entkräfteten und zur hilflosen Menschenruine gewordenen Zaren mit der größten Hingebung gepflegt, bis ihm der Tod am 1. November 1894 zu Ewadia Erlösung brachte. Nun zeigte sich wieder ihre ganze poli-

tische Klugheit. Leicht hätte sie damals eine neue Katharina werden können, allein sie zog es vor, im Hintergrunde als unverantwortliche Zarin-Mutter still, aber um so sicherer zu wirken. Fühlte sie sich doch ihres beherrschenden Einflusses auf ihren schwächlichen Sohn, den nunmehrigen Zaren Nikolaus II., völlig sicher. Der hatte sich zwar aus dem Hessenlande die lebensfrohe Alix als Gattin geholt, aber der Frohsinn des deutschen Fürstenkinds erstarrte bald an dem kalten Eiseshauch des Petersburger Hofes, und zu politischem Einfluß ist sie nie gelangt. Allerdings veranlaßte Maria Feodorowna, die längst Stodrußin geworden war, und obwohl sie keinen Hauch liberalen Geistes in sich hatte, aus Furcht vor einem Sturze des Hauses Romanow den Zaren zum Erlaß einer Verfassung, aber zugleich versiel sie auf das gefährliche Mittel, die inneren Unruhen durch einen äußeren Krieg ablenken zu wollen. Und gegen wen konnte sich der, nachdem das japanische Abenteuer einen so unerwünschten Verlauf genommen hatte, wohl besser richten als gegen das verhasste Deutschland, gegen dessen kulturelle Ueberlegenheit auch der Muschik mit dumpfem Instinkt Abneigung empfand, so daß ein solcher Krieg sogar volkstümlich sein mußte? So wurde die Zarina zur treibenden Kraft und zum stillschweigend anerkannten Haupt der sog. Großfürstenpartei, und das besagt alles. Eifrig fuhr die alte Frau bald zum Sund, bald an die Riviera, um die geschlungenen Fäden fester zu knüpfen und neue anzuspinnen. All die säbelraselnden Großfürsten hatte sie fest an der Leine, weil ihr geistig keiner gewachsen war, denn das Haus Romanow hat ja stets nur Mittelmäßigkeiten, Schwachköpfe oder Verbrechernaturen hervorgebracht. Der an sich friedliebende Zar leistete kaum Widerstand, denn nur ein überragendes Genie wäre imstande gewesen, der Riesenmaschine des heutigen Rußlands, dessen Fluch seine unermessliche Größe ist, noch eine andere Richtung zu geben, und ein Genie ist Nikolaus II. gewiß nicht. So hat denn Maria Feodorowna unter tatkräftiger Mithilfe des ehrgeizigen Großfürsten Nicolai Nicolajewitsch das Ziel erreicht, dessen Verwirklichung der sehnlichste Traum ihres Lebens war. Bei Ausbruch des Krieges soll sie erklärt haben, jetzt löse sich ein Alp von ihrer Brust, denn seit 45 Jahren brauche sie jetzt zum ersten Male aus ihrer wahren Gesinnung kein Hehl mehr zu machen. Ein tüdischer Treppenwitz der Weltgeschichte wollte es, daß sie auf der Heimreise nach Petersburg von der Kriegserklärung überrascht wurde, ehe sie noch die deutschen Grenzpfähle hinter sich gebracht hatte. Majestät sollen recht ungebührllich geschimpft haben, weil man wegen der Truppentransporte ihren Sonderzug nicht mit Schnellzugsgeschwindigkeit nach Wirballen weiterfahren lassen wollte, sondern ihn im Bummelzugstempo und unter Militärbewachung über Warnemünde nach Dänemark abschob. Die deutsche Regierung war trotzdem ritterlich genug, ihr die üblichen Ehrenbezeugungen zu erweisen und ihr auch den Großfürsten Konstantin mitzugeben, der sich in Berlin als „Staatsrat Kulow“ hatte durchschmuggeln wollen.

Was in deutschfeindlichem Sinne Maria Feodorowna für Rußland bedeutet, dasselbe ihre Schwester Alexandra für England, obwohl hier bei der parlamentarischen Verfassung des Landes der Einfluß einer gekrönten Frau nicht so entscheidend und scharf zutage treten kann, auch nicht ausreicht, um willkürlich deutschfreundliche Beamte durch deutschfeindliche zu ersetzen, wie es in Rußland so gründlich durchgeführt wurde. Alexandra ist stets mehr Politikerin gewesen wie Weib, und deshalb hat sie auch stets willig über die unzähligen Seitensprünge des Gemahls hinweggesehen, weil er ja mit so unübertrefflicher Schläue die Einkreisungspolitik betrieb. Auch die Kinder Eduards VII. haben sämtlich den kräftigen Deutschenhaß der Mutter ins Leben mitbekommen, soweit bei ihrem kalten, durch keinerlei lebenswürdige Eigenschaft verschönten Charakter von einer Leidenschaft überhaupt die Rede sein kann. Jedenfalls steht fest, daß der verschlossene und unzugängliche König Georg V. völlig unter dem Bann seiner Mutter steht und ihren Ratschlägen blindlings folgt. Und auch die Königin Mary, von der man sich in England erzählt, daß sie jeden Tag als einen verlorenen betrachte, an dem sie

nicht irgend ein Verbot erlassen könne, ist durch ihre deutschfeindliche Gesinnung bekannt. Sie ist früher oft zu ihren Strelitzer Verwandten und zu ihrer Dresdener Tante gefahren, aber meist inkognito, und stets hat sie dabei einen großen Bogen um Berlin gemacht.

Zu den dänischen und englischen Feindinnen des Deutschtums gesellen sich als nicht minder gefährliche die montenegrinischen. Ihr Haß gilt allerdings mehr Oesterreich und ist zum Teil dadurch zu erklären, daß vor einer Reihe von Jahren gewisse Wiener Tageszeitungen nichts Besseres zu tun fanden, als unflätige und grobenteils unwahre Schilderungen über das Leben und Treiben an dem kleinen Hofe von Cetinje zu bringen. Eine Beleidigung ihrer Familienehre aber vergißt die Tochter der Schwarzen Berge nie und weiß sie früher oder später zu rächen. Bekanntlich hat der alte, kluge Nikita seine durch Schönheit, Geist und Anmut ausgezeichneten Töchter vortrefflich untergebracht, und so fanden sie nach ihrer Verheiratung überreiche Gelegenheit, in antiösterreichischem Sinne zu wirken. Da ist vor allem Stana, die sich von ihrem ersten Gatten, dem Herzog von Leuchtenberg, scheiden ließ, um 1906 den Großfürsten Nicolai Nicolajewitsch, den jetzigen russischen Generalissimus, heiraten zu können. Sie ist es, die den schlummernden Ehrgeiz ihres Mannes weckte und auf einen großen europäischen Krieg lenkte, dessen Spitze sich gegen Oesterreich-Ungarn richten sollte. Ihre Schwester Militza heiratete Nicolais jüngeren Bruder Peter, und noch eine dritte Tochter Nikitas, Xenia, ist in Petersburg vermählt. Die Salons der drei Montenegrinerinnen wurden bald zum Mittelpunkt der panslawistischen Strömungen in Rußland, und das unselige Erbe Eduards VII. fand hier einen fräftigen Nährboden. Namentlich die ebenso schöne und kluge, wie ehrgeizige und tatkräftige Stana verstand es vortrefflich, auf dem glatten Petersburger Parkett für das Interesse ihrer rauhen Heimat zu wirken, und ihre Heirat hat das sonderbare, nie schriftlich ausgesprochene, aber um so fester gehaltene Bündnis zwischen dem größten und dem kleinsten Militärstaat der Welt besiegelt. Ihr hat Papa Nikita es zu verdanken, daß in Petersburg immer ein paar Hunderttausend für seine leere Börse und ein paar Waggons alter Flinten oder ausgeleierte Kanonen für seine „Helden“ zu haben waren, ihr und ihrer auf Italiens Thron sitzenden Schwester Elena, daß er sich den Königstitel zulegen durfte. Auch daran sei erinnert, daß Stana durch ihre schon 1890 verstorbene Schwester Jorka die Schwägerin des Serbenkönigs Peter ist, daß also naturgemäß die Fäden der großserbischen Agitation durch ihre Hände vom Balkan nach der Newa liefen. Auch die leichtbeweglichen Herzen der Franzosen hat sich die kleine montenegrinische Prinzessin im Sturm erobert, als sie mit dem großfürstlichen Gemahl den großen französischen Mandövern beiwohnte, alle höheren Offiziere durch Geist und Anmut bezauberte und schließlich einen Sturm der Begeisterung entfesselte, wie sie im Automobil dicht bis zur Grenze fuhr und, auf Weg hindeutend, pathetisch ausrief: „Diese Stadt muß, und zwar bald, wieder französisch werden!“ An dem ebenso unnötigen wie greuelvollen zweiten Balkankrieg trägt Großfürstin Stana ein vollgerüttelt Maß der Verantwortung; ihr Ehrgeiz konnte es nicht überwinden, daß Vater und Schwager schlechter wegkommen sollten als der Bulgarenzar. Nach der Niederwerfung Bulgariens kannte ihr maßloser Machtkitzel vollends keine Grenzen mehr. Im Geiste sah sie schon das erträumte große Südslavenreich vollendet dastehen, das natürlich nur auf Kosten der habsburgischen Monarchie errichtet werden konnte. Deshalb hegte sie unablässig zum Kriege gegen Oesterreich-Ungarn und das mit ihm verbündete Deutschland. Fast hätten ihre geschickten Intriguen schon 1908 den Ausbruch der Katastrophe herbeigeführt, als Graf Lega von Aehrenthal die großserbischen Pläne kurzerhand durch die Annexion Bosniens und der Herzegowina durchkreuzte. Aber Rußland hatte damals die japanischen Schläge und die Wirren der Revolution noch nicht genügend verschmerzt, und Großfürst Nicolai kannte selbst den verlotterten Zustand des Heeres viel zu genau, als daß er sich schon damals in ein so gewagtes Abenteuer eingelassen hätte.

Gedanken eines spät Eingezogenen.

Von Hans Heinrich Ehrler.

Endlich bin ich Soldat. In den ersten Tagen des freiwilligen Andrangs öffnete sich dem Zweiundvierzigjährigen kein Kasernentor. Er wurde auf die Zeit vertröstet, da man ihn brauchen werde.

Nun haben sie mich kriegstauglich befunden. Hunderte gleichen Alters standen da; nur ein geringer Teil war angefordert. Sind wir nicht Glückliche, die sich jetzt Kameraden nennen, ohne daß einer den andern kannte?

Unsere Frauen schauten dem Abmarsch nach, ich sah keine weinen; nur der schöne, seltsame Glanz bang gewordener Liebe lag auf den Gesichtern.

Die Eisenbahn nahm uns zusammengepackt fort und inzwischen ist schon die erste Nacht über die fremde Kaserne gekommen, in der die Mannschaft schläft.

Ich wache und wehre einer Rührung, die mich anfüllt, bis die Augen feucht werden; ich spüre nachträglich erst ganz, daß ich einen teuren Menschen und ein paar vertraute Stuben verlassen habe, davon weggeschnitten bin; unter den atmenden Männern will mir einsam werden.

Muß ich mich der Schwäche schämen? Nachdem ich mich lang in mir vorbereitet habe auf den Tag der Ehre?

Es dachte mir leichter, sein Wesen aus dem gesonderten, auf sich selber gestellten Leben in den Verband zu bringen, die Gefühle, die farbigen, feldgrau zu kleiden und den Puls in den Schlag der Gemeinschaft zu schmiegen. Sorge drückt mich, ich möchte, trotzdem sie mich wählten, ein Unzulänglicher sein. Der Dienst stellt sich hart vor mich, als müßte Vieles in mir von ihm zerbrochen werden. Meine Männlichkeit, die ich ernst und sicher gereift glaubte, droht mir zu zerbröckeln.

Nie, nie war ich so einsam als hier, wo ich mich zu den Millionen des Heeres gefügt und eingekörpert sehe. Meine Seele muß nach einer Rettung suchen: Aus der Tiefe rufe ich...

So liege ich, bis die Kasernenuhr Mitternacht schlägt, mit hellem, blankem Hammer. Da denkt ein plötzlich gelichteter Gedanke in mir: Es wird Morgen!

Auch der Mond, der gespenstisch in der großen Stube durch die Stockwerke der Lagerstellen gegriffen hatte, wird auf einmal anders, wie ein Vorschein des Tages.

Da muß sich mein Herz eine kleine Rede halten von stärkenden, aufrichtenden Worten:

Siehe, sagt es, dies ist's, daß Du Dich Deiner begibst, vor Dir selber schwindest und klein wirst.

Schmeichle Dir nicht, das sei eine Tugend und ein Opfer. Denn wisse, Du trittst aus Deinem eitlen Kreis in die Majestät des Vaterlandes ein. Du bist nicht gedemütigt, sondern erhöht; nicht entwertet, sondern sinnreicher, nicht verkleinert, sondern groß wie noch nie.

Die ersten Schritte morgen auf dem Kasernenhof, dem Angeblickten von fremdem Willen befohlen, sind eine Handlung geadelter Freiwilligkeit, und sind so gut ein Schritt zum Sieg der Armeen wie der Sturmhauf der Frontkolonnen. Du Lehler und Geringster bist ein Bruder des Feldherrn.

Was warst Du vordem, wenn Du Dich vergleichst? fällt nicht alles, was Du „Ich“ und „Mein“ nanntest, was Du als Dein Besonderes hütetest, um Dich ab?

Und das Herz wird wieder froh. In klaren Entschlüssen, die meine Gegenwart durchsichtig machen, faßt es sich für den Weg. Keine Unruhe, keine Prüfung, keine Enttäuschung wird es mehr bedrängen können.

Beugen will ich mich und untertan sein, so tief ich getaucht werden kann. Rauh und sachlich nehme mich die Pflicht in die Hand. Bleibt der Glanz der Begeisterung in den Stunden der Demut und Mühsal nicht immer liegen, er wird mich doch nicht verlassen und in solchen Stunden der ruhigen Nacht wieder aus dem geheimen Feuer über mich hervorkommen.

Ich will der Last danken, die mich drücken soll, den Schnee grüßen, in den ich mich lagern muß, den Eiswind,

der mir das Gesicht beizt und meine Glieder zu fremden Gewichten macht.

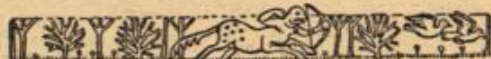
Ich will den Mann lieben, der mich hart anruft und streng beherrscht; ich will unhörbar zu ihm sprechen: „Ja, Du hast es schwer mit mir!“

Ich will jedem um mich und neben mir Knecht sein und ein heiterer Helfer. Vielleicht werd ich an seiner Seite, vielleicht er an der meinen einmal sterben. Wie sollten wir nicht unser ineinander verstricktes Leben wahrhaft teilen?

Herz, und weizt Du auch das? Du darfst noch einmal jung werden. Schon welltest Du und wurdest nutzlos; jetzt steigt Du noch einmal ins stählerne Bad. Du bist noch einmal brauchbar zum Höchsten.

Wenn ich zu spät daran wäre. . . Aber es werden auch die von der ersten Stunde mit den frühesten gesegnet sein. Darum wage ich nicht zu wünschen, der Friede möge warten, bis ich draußen dabei bin.

Mein Friede komm, sobald Du Freude hast, selbst wenn ich nur an Deinem Heimweg stehen darf!



Heimatgefühl.

Von Klemens Brentano.

Wie klingen die Welle!
Wie wehet der Wind!
O selige Schwelle,
Wo wir geboren sind!

Du himmlische Bläue!
Du irdisches Grün!
Voll Lieb und voll Treue,
Wie wird mein Herz so kühn!

Wie Reben sich ranken
Mit innigem Trieb,
So meine Gedanken
Habt hier alles lieb!

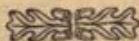
Da hebt sich kein Wehen,
Da regt sich kein Blatt,
Ich kann draus verstehen,
Wie lieb man mich hat.

Ihr himmlischen Fernen,
Wie seid ihr mir nah;
Ich griff nach den Sternen
Hier aus der Wiege ja.

Treib nieder und nieder
Du herrlicher Rhein!
Du kommst mir ja wieder,
Küßt nie mich allein!

O Vater, wie bange
War mir es nach Dir,
Horch meinem Gesange,
Dein Sohn ist wieder hier!

Du spiegelst und gleitest
Im mondlichen Glanz,
Die Arme du breitest,
Empfange den Kranz!



Halb um die Welt zur Kriegszeit.

Von Emil Engelhardt.

(4. Fortsetzung.)

25. Januar. Ich will kleine Ausschnitte und Augen-
bilde festhalten. New-Yorker Eindrücke zur Kriegs-
zeit. — Die Headlines der Morgenzeitungen, schwarz oder

rot, zentimeterhoch, schreien den „gewaltigsten Seesieg der Weltgeschichte“ einem jeden entgegen, der sich heute auf die sonnigen Straßen begibt. Unser schöner „Blücher“ also! Ich kann mir nicht recht helfen: in mir entsteht ein Widerstreit, ich kann nicht recht daran glauben, daß auch einer der offensichtlich ziemlich außer Reichweite gebliebenen Engländer sank. Und doch sind die deutschen Meldungen bisher immer zuverlässig gewesen! Es ist nicht klar ersichtlich, ob die Meldung von unserer Admiralität kommt. Man wird noch warten müssen.

Wir fahren „downtown“. Zur italienischen Dampfergesellschaft. Nach langer Beratung erklären sie, uns nicht befördern zu können. — Also zur Holland-Amerika-Linie. Der Mann lächelt nur, zuckt die Achseln und flötet: „No“. Die Türe war vom Eintreten her noch nicht ins Schloß gefallen, da nahm ich sie schon zum Hinausgehen wieder in die Hand! — Wenn jetzt die Skandinavier nicht entgegenkommend sind, müssen wir zu anderen Italienern gehen.

Die Scandinavian-American ist von einer herzlichen Liebenswürdigkeit, die uns überrascht. Gerne nehmen sie uns; wir bekommen für billigeren Preis als auf dem Italiener eine bessere Kajüte auf einem größeren Schiff, wenn ich die Gesellschaft von jeder Verantwortung und Rückzahlungsverpflichtung, im Falle die Engländer mich doch herunterholten, freispreche. Das unterschrieb ich gerne. Aber! Der „Oskar II.“ geht erst am 4. Februar! Wir müssen also eine ganze Woche länger im teuren New-York sitzen, als wir hofften. Das ist nicht nur für unseren Geldbeutel, sondern auch für unsere Ungeduld, heimzukommen, eine harte Prüfung.

Auf dem deutschen Generalkonsulat, das weder im Adressbuch noch im Telephonverzeichnis (!) zu finden war, so daß ich in den stillen Räumen des Norddeutschen Lloyd bei einem der mageren Herren freundliche Auskunft erhalten mußte, — erfuhr ich, daß infolge neuer Verordnungen meine Schwester einen Paß zum Grenzübergang haben müsse und zur Visierung meines Passes auch Photographien nötig seien. Es findet sich also schon Arbeit für die unfreiwillige Muße!

26. Januar. Es wird einem doch bald überdrüssig und eilig zumute, wenn man die New-Yorker Presse sich schmählicher als eine Herde kläffender Köter benehmen sieht. Diese handhohen Headlines! „Die Franzosen schätzen die deutschen Verluste an Toten bis 15. Januar auf mindestens 2 Millionen!“ Der „größte Seesieg“ wurde nach der offiziellen deutschen Meldung immer kleiner. Doch als die „Sun“ in einer verlorenen Ecke ganz klein abdruckte, daß die Bekanntgabe der Londoner „Morningpost“, der „Eiger“ sei gesunken, sofort vom Zensor konfisziert wurde, da stand es nicht in der Headline. Die englandfreundlichen New-Yorker Blätter sind englischer als die Engländer, lügen hanebüchener und vergeßlicher, — d. h. sie lügen heute, was mit der gestrigen Lüge in krassem Widerspruch steht — und speien Gift und Galle gegen Deutschland, wie man es kaum im übelsten englischen Blatt finden kann.

27. Januar. Der Abend brachte mir noch eine rasende Aufregung. Und zwar rasend im doppelten Sinne: Wir hatten unseren Jungen aufgepackt, um im Schneegestöber spazieren zu gehen. Freilich weit kamen wir nicht: Vor jedem der reichen Kunstgewerbeläden blieben wir hängen. Aber des Vaterlandes Lage hielt uns außen fest, nur zum Ansehen! — Dann war unser Junge an einem „japan. Gärtnerfenster“ nicht vorbei zu bringen, zumal in den kunstvollen, entzückenden Miniaturgärtchen auch Teiche mit Goldfischchen eingebaut waren. Ich wende mich gegen die Vorübergehenden und sehe im Umkehren, wie ein Herr eine Zeitung entfaltet. Unbewußt blide ich nach der Ueberschrift und erhasche die Worte: „English Battleship sunk . . . german Submarine . . . Bottom . . . Channel.“ In fiebernder Hast rufe ich meiner Frau zu: „Englisches Schlachtschiff, vernichtet durch ein U-Boot. Ich hole mir eine Zeitung. 5. Avenue treffen wir uns.“

Und davon eilte ich. Die mir begegnenden Zeitungsverkäufer hatten wohl Nummern, deren Headlines von deutschen Erfolgen, wohl auch Niederlagen und Millionenverlusten sprachen, nein schrien. Aber nichts von einem

englischen Battleship. Ich rase um den ganzen Union Square; die Zeitungsverkäufer werden nicht freundlicher, wenn ich alle Ueberschriften lese, alle Angebote ablehne: „No dont want this one“, — und weitergehe, ohne zu kaufen. Es ist auch wirklich nicht nett von mir, aber ich will eben einmal nur die Zeitung mit der Ueberschrift vom englischen Battleship haben!

Und ich fand die Nummer nicht.

Und meine Frau fand ich in der 5. Avenue auch nicht mehr. Sie suchten ganz wo anders nach mir!

Ich ließ mich in einer Ecke des Child Restaurants nieder, wo wir unsere Mahlzeiten einzunehmen pflegten, wartete auf meine Frau und Kind und Schwester, die doch auch einmal hungrig werden würden, — und grübelte über die rätselhafte Ueberschrift vom englischen Battleship.

Die einzige Lösung, die ich mir denken konnte, war: der Mann hatte eine Zeitung vom 1. Januar gehabt, die das Sinken des „formidable“ meldete.

28. Januar. Die Staatszeitung meldet auch nichts. Also war ich wohl mit meiner Vermutung leider auf der richtigen Spur!

Wir haben uns photographieren lassen. Es war ein Pole, der deutsch sprach. Wie ein verkaterter Räuber sieht man aus; das Bildnis scheint aus dem Verbrecheralbum entnommen zu sein. Immerhin: unser kleiner Junge hat Vater, Mutter und Tante darauf erkannt. Dann werden die Bildnisse für den Paß auch genügen!

Nach dem Essen reisten wir alle miteinander, unter und über der Erde, in die untere Stadt und ins 9. Stadtwerk, zum deutschen Generalkonsulat. Da meine Schwester keine Papiere hatte, erhielt sie auf meine eidesstattliche Versicherung, daß sie sie selbst sei, den Paß ausgestellt. Kostenpunkt 10 Mark. Die Behandlung von seiten der Herren war formell, doch freundlich. „Beamtentum“ klang hindurch. Jetzt verstehe ich, warum der Amerikaner unser Beamtenwesen so wenig liebt: Hier ist jeder „Beamte“ Geschäftsman. Es liegt in seinem persönlichen Interesse, durch lebenswürdiges, entgegenkommendes Wesen beliebt zu werden. Die nächste Wahl kann ihn um seine Stelle bringen. So ist er Diener des Publikums. Bei uns ist doch oft der Grundton: der Beamte teilt Gnaden aus! — Man hört den „Beamten“-Unterton erst, wenn man einmal ein paar Jahre diese amerikanische Erfahrung gemacht hat, die bei mir nur angenehm war.

1. Februar. Nach einem Gange durch die Schätze des Metropolitan-Museums hörten wir eine herrliche Auf-führung von „Tristan und Isolde“. Melanie Kurt feierte bei ihrem Auftreten Triumphe, wie sie das Metropolitan Opera House noch nie gesehen haben soll! Die anderen Sänger waren: Urlus, Magenauer, Weil . . . Ja, ja, die Barbaren! — Und in deutsch wurde gesungen!

2. Februar. Ich erledige die letzten Geschäftchen vor unserer Abfahrt. — Wir freuen uns alle, daß wir den Klimawechsel vom hawaiischen Sommer in den New-Yorker Winter ohne schwere Erkältung überstanden und nicht zu sehr frieren. Man bedarf viel Schlaf, 10 bis 14 Stunden! Aber wie elastisch fühlt man sich, wie arbeits-hungrig bin ich, der Gewächshausluft Hawaiis entronnen! — Und doch, wie unvergeßlich schön und reich waren diese Jahre!

4. Februar. Wie nett vom Himmel, so zu unserem Abschied zu leuchten! Ein unsagbar schöner Wintertag! — Ich fuhr über den eistreibenden Hudson nach Hoboken hinüber und erledigte alles Gepäc. Der „Oskar II.“ ist ein recht nettes Schiff. Freilich, die Leute reden fast nur dänisch — und davon verstehe ich nur ein paar Worte!

Mit mir waren auf der Fähre über 300 Leute verschiedener Lebensalters zum Dampfer gekommen. Als ich wieder zurückging, sah ich sie in langer Reihe warten, bis ihre Fahrkarten ausgestellt wurden. Ich hörte, es seien heimberufene Reservisten! — Ihr armes Kanonenfutter! Verlaßt das bequeme Land der „Freiheit“ und kehrt heim, um für und unter der Knute zu sterben!

In New-York bekommt man nur Papiergeld. Ich wechselte meine gesamte Habe in Gold um und schleppte sie mit nach Deutschland, „um die Goldreserve zu erhöhen“.

Wenn jeder es so machte, könnte sich's auf die Dauer schon „rentieren“.

Mit Koffer, Kind und Kegel zogen wir nach dem Mittagessen aus. Nach langem Warten wurden endlich auch unsere Fahrkarten geprüft, mit dem Kriegssteuerstempel und -Marken versehen: pro Kopf fünf Dollar! Da konnten wir an Bord gehen. Alles sah wirklich erstklassig aus. Unser Zimmer auf dem Promenadendeck ließ uns hoffen, daß wir auch bei schwerem Sturm das Fenster würden offen halten können.

Die Musik spielte, dichtgedrängt stehen die Russen auf dem unteren Deck. Prächtige, blonde Scandinavier gestalten wandern über Deck. Da die Fahrkartenausfertigung für die vielen russischen Reservisten zu lange Zeit in Anspruch nahm, konnten wir statt um 2 Uhr, erst um 4 Uhr abfahren. Die Kaderpapiere waren betreffend Konterbande vom englischen und französischen Konsul signiert, die Kaderäume versiegelt, um das längere Angehaltenwerden durch Kriegsschiffe möglichst zu vermeiden.

In einem leuchtenden Farbenabend fuhren wir den Hudson hinunter. Die Wolkenkratzer stehen stramm in Abschiedsparade, die „Vaterland“ reißt stolz ihre gewaltigen Schornsteine aus dem Walde von gelben Kaminen. Ein amerikanischer, ganz neuer Torpedobootszerstörer erregt allgemeine Aufmerksamkeit. Im unteren Fluße liegt der Engländer „Adriatic“, der eben Arzt und Einwanderungsbeamte an Bord nimmt. Wir möchten gerne einen Torpedo hinüberspucken! Die „Liberty“ winkt noch einmal mit ihrer Fackel, der glühende Sonnenball wirft rote Lichter über das grüne Wasser. Still ist hinter uns die laute Stadt versunken. Wir fahren mit voller Geschwindigkeit in die Nacht hinein.

5. Februar. Wir hatten gedacht, die einzigen Deutschen und Deutschsprechenden an Bord zu sein. Man hörte auch nur englisch, schwedisch, dänisch, norwegisch und russisch. Gestern Abend noch sprach mich ein Herr in Deutsch an. Bald ein zweiter, dessen Dialekt den Wiener sofort verriet. Herr F. hat heute morgen zuerst in Deutsch, dann in Englisch im Musikpavillon über den Krieg gesprochen, und zwar so laut, daß man es in jeder Ecke hören mußte: Wundervoll sei die Wahrhaftigkeit der deutschen Regierung und Presse; die französische Regierung könne es nicht wagen, ihrem Volke die Wahrheit zu sagen; noch weniger freilich die englische! — Der Wiener Herr aus San Franzisko und ich — wir saßen als stumme Zuhörer dabei. Wenn er, der sich Schotte von Abstammung und amerikanischer Bürger nennt, — unser Vaterland so beredt und treffend verteidigte, konnten wir mit Recht und gutem Gewissen schweigen! Ein junger Norweger brachte zusammenhangslose Einwände und behauptete: Deutschland sei der Anstifter des Krieges, es wolle die skandinavischen Länder erobern! Da explodierte aber Herr F.: Er selbst sei am 25. Juli in St. Petersburg gewesen und alles war mobil! Am 29. Juli war er in Brüssel und tappte aus Versehen in einen Saal, wo belgische, französische und englische Offiziere bei einem Bankett saßen. Was hatten die dort zu tun? Es war eine abgekartete Sache. „I dont believe in signs.“ Und England habe der Welt genug solcher signs vor Augen gestellt, um sie zu täuschen.“ Und so verteidigte er „das unbesiegbare Deutschland“. Ich bin mir nicht ganz klar über ihn. Etwas ist nicht in Ordnung. Warum steht er so viel mit den Russen zusammen.

Es sind überhaupt manche Leute an Bord, die einem zu raten aufgeben. Ein glattrasierter und geschorener Herr, dem eine auffallende Strammheit strafft. Der Mann nennt sich Tomasched! Klingt so österreichisch! Mein Wiener, ein Großkaufmann aus San Franzisko, hat mit mir den „Zweibund“ erneuert. Wir flüstern viel in einer Ecke. Er hält den Glatten für einen österreichischen Marineoffizier. Trotzdem er fast immer ganz allein bleibt, konnte man gründliche nautische und Marinekenntnisse feststellen.

6. Februar. Die Telegramme melden den Untergang der „Asama“, des japanischen Kreuzers, der so lange vor Honolulu lag, tagaus, tagein von unserem Hause sichtbar. Wie haben wir die Meldung im Stillen gefeiert!

Nachts wachte ich auf: In breitem Silberstreifen
gleißte das Mondlicht über den weiten Ozean.

(Fortsetzung folgt.)



Ich heirate Lala.

Erzählung von J. Geshow (früher Ministerpräsident
in Bulgaren).

Deutsch von Marie Besmertny.

Die Welt ist alt, und ich war jung. Die Welt sagte mir, daß mein Herz leichtsinnig, ohne jedwede Ueberlegung eine Weggenossin durchs Leben für mich wählen würde. Ich glaubte es nicht, denn — ich war jung, und die Welt war alt!

Da ich außer meiner Jugend und Bildung nichts weiter besaß, so träumte ich von einer Braut, die schön, gebildet und reich sein sollte. Während ich mich einer derartigen Träumerei widmete, fesselten mich zwei dunkle Augen, die wie schwarze Kohlen funkelten, und zwei Lippen, die zwei roten Kirschen glichen. Und neben dem Munde waren zu jeder Seite süße Grübchen, die vor Freude zitterten, sobald ein Lächeln über das Gesicht huschte.

Diese Augen, diese Lippen und diese Grübchen gehörten einem jungen Mädchen. Es hieß Lala und war bezaubernd, ein einfaches Bauernkind, aber unendlich reich. Ihr Reichtum bestand in ihrer Schönheit, und ihre Bildung in — der Herzenseinfalt. Bestirbt von ihrer Anmut und Naivität, war ich froh, wenn ich sie auf der Wiese neben dem Dorfe traf, wohin der Weg mich beruflich oft führte.

Die Wiese breitete sich am Ufer eines Flusses aus, der den Wald umsäumte. Hinter dem Flusse und neben dem Walde lagen auf einem Hügel die grünen Getreidefelder. Ueberall wogte und duftete es von blühendem Leben. In der Ferne tauchten die Balkanberge auf oder „der alte Planin“, wie der Volksmund sagt, in zart bläuliche Nebel gehüllt. Wenn die Sonne des Morgens dieses göttliche Bild durchstrahlte, so schien sich ein ganz dünner Nebelschleier über das Wasser zu ziehen, und selbst die einsfarbigen Steine schimmerten im rosigen Glanze des Tages. Eine erfrischende Kühle stieg vom Flusse auf, und am Strande blühte der rote Klee. Grünliche Ameisen eilten geschäftig hin und her. Mit ängstlichem Schrei hob die Kerche sich hoch in die blauen Lüfte, und die Wachtel suchte Schutz im tiefen Gras, und Finkmeisen und Bachstelzen wurden von fetten Rebhühnern verschreckt. Aschfarbige Grasmücken flatterten von einem Zweig zum andern, und die Schnepfe ergöhte sich an ihrem Ebenbilde im Flusse. Die blühende Wiese strömte einen berausenden Duft aus, der wie der Atem der Jugend frisch und kräftig war. Von weitem ließ sich das süße Liebesflüstern girrender Tauben vernehmen. Das ganze Leben rundherum atmete Liebe. Die Nachtigall sang ihr Lied und der junge Hirt blies die Flöte zu Ehren seiner Braut. Hier in dieser ungewöhnlichen Verschmelzung von Schönheit, Wohlklang und Blumen-duft begegnete ich zuerst der jungen Lala. Hier mit ihr zu plaudern und über den grünen Teppich zu schreiten, war ein Genuß. Hatte ich keinen Anlaß nach ihrem Heimatdort zu gehen, so suchte ich irgend einen Vorwand dafür zu finden. Und ein unerklärliches Etwas zog mich beständig nach jener Wiese, und wenn ich auch genau wußte, daß ich vielleicht nur einen Blick, ein halbes Wort von ihr erhaschen würde. Und ich hatte doch von einer reichen, gebildeten Frau geträumt!

Ernstlich beschäftigte mich der Gedanke an ein reiches, gebildetes junges Mädchen, als ich einst wieder Lala erblickte. Sie ging ins Dorf. Ich trat an ihre Seite, und wir begannen zu plaudern. Die Sonne leuchtete, die Vögel sangen und die Blumen dufteten weit schöner, als je zuvor. Es war gerade so, als feierte die Natur ein besonderes Fest, und diese Feststimmung spiegelte sich auch im ganzen Wesen des schönen Kindes wieder. Noch niemals, schien es mir, war sie so lieb, so herzwinnend und so reizvoll, wie an jenem Tage. Als ich sie anschaute und ganz in den

Bann ihrer Anmut geriet, fragte ich mich unwillkürlich: „Warum läßt der liebe Gott es zu, daß wir beim Mädchen noch Reichtum und Können suchen? Genügt denn nicht ihre Schönheit allein?“ Und wie ich verfallen diesem Gedanken nachhing, blühte sich Lala und pflückte irgend ein Kräutlein. „Was hast du da?“ fragte ich. „Ein Dreiklee. Ich glaubte, er hätte vier Blättchen und es wäre eine Springwurzeln, daher pflückte ich ihn auch. Ich habe mich aber geirrt, es sind ja nur drei Blättchen.“ So sprach sie und errötete tief.

„Wozu brauchst du denn die Springwurzeln?“

„Um einen Schatz zu entdecken.“

„Verhilfst denn die Springwurzeln dazu?“

„Gewiß, und auch dazu, um durch verschlossene Türen zu dringen.“

„Kann man damit auch in ein Herz eindringen, liebes Kind?“ fragte ich, aber sie gab keine Antwort.

„Ich habe es nämlich gehört, daß die Springwurzeln den Zugang zu einem Herzen erschließen kann!“

„Wirklich?“ fragte sie.

Als ob sie sich dieser Frage schämte, errötete sie von neuem und senkte so demütig und verwirrt ihre Augen, daß ich mir Vorwürfe machte, jene Worte gesagt zu haben.

Wir setzten unseren Weg fort. Lala blickte andauernd und aufmerksam nach unten. Sie sprach kaum und wandte keinen Blick nach mir. So eifrig hefteten sich ihre Augen auf den Boden, als fahnde sie nach irgend einer Höhle, in der sie sich und ihre Verlegenheit verbergen könnte.

Wie angewurzelt blieb sie an einer Stelle stehen, blühte sich, pflückte eine Pflanze und richtete sich dann hoch auf. Die Sonne leuchtete, die Vögel sangen, die Blumen dufteten. Als Lala sich erhob, war sie aber heller wie die Sonne, süßer wie die Vögel, anmutiger wie die Blumen. Ein Karmin bedeckte ihr Gesichtchen und ein Seufzer der Erleichterung entstieg ihrer Brust. Und zwei Perlenstränchen schimmerten an ihren Wimpern. Schüchtern flüsterte sie mir zu: „Diesmal glaube ich aber eine Springwurzeln gefunden zu haben!“ Als sie das sagte, zeigte sie mir ein Kleeblatt mit drei gewöhnlichen Blättchen und einem so winzigen, das kaum größer war, als ihre Wangengrübchen. Das Mädchen sah mich siegesfroh an und legte mit feierlicher Gebärde das Kräutlein auf meine Brust, oder vielmehr dicht neben mein Herz.

Mir fielen meine eigenen Worte ein: „Die Springwurzeln vermag ein verschlossenes Herz zu öffnen.“ Ich blickte dabei Lala an.

Sie weinte, und ich erkannte, daß sie vor Freude weinte. Ihre Liebe zu mir, die stürmisch emporgeblüht war, strahlte in ihren Augen, in ihren Tränen, in ihrer ganzen Erscheinung aus und fand ein lautes Echo in meinem Herzen.

Vergessen waren meine Träume an eine reiche und gebildete Braut. Ich bat Lala, die Meine zu sein.

Ich hielt mein Wort und Lala ist jetzt die Meine. Wir sind vermählt und leben glücklich miteinander. Unsere Sonne hat keine Fleden, unser Paradies keine Schlange. Ich denke nie mehr an eine reiche, gebildete Frau und Lala sucht keine Springwurzeln mehr, um einen Schatz zu entdecken. In allem sind wir einig, nur in einer Sache gehen unsere Meinungen auseinander. Sie ist überzeugt, daß die Springwurzeln ihr mein Herz erschlossen hatte, und ich sage — es kam von ihren Augen, von ihren Tränen und von ihrer Liebe.

Ich bin jung, und die Welt ist wie früher alt, aber ich glaube, daß das Herz auch ohne Ueberlegung uns auf die Lebensgefährtin hinweist.

Ich glaube ferner, daß das Herz daran recht tut, den Verstand gar nicht erst zu fragen. Allerdings weiß ich nicht, ob die Welt mit mir hierin einverstanden ist. Wahrscheinlich nicht. Wer weiß! Sind wir ja auch im Alter so sehr verschieden, sie ist längst alt und ich bin noch jung!



Wie wir in Littauen requirierten.

Von Joachim von Bülow.

„Requirieren Sie eine kleine Herde Vieh!“ — Mit diesem Befehl ritt ich los, zu meiner Unterstützung die beiden gewiegtesten Kerle der Schwadron, von Haus aus Pferdehändler und Landwirte.

Born, bei den Feuerstellungen, war das Land leergefressen. In jedem Dorf lagen die Kampftruppen. Die Bevölkerung war gekloppt, teils vor Hunger, teils, weil eine oder die andere russische Granate über die Wälder fort in eine Scheune hineinsausen mochte. Nun lebten sie bei Freunden und Verwandten weiter zurück, wo auch längst Schmalhans Küchenmeister war, und wo die deutschen Reserven noch hungrige Mägen hinbrachten.

Da hieß es: weiter zurückreiten und Vieh holen und Hafer für die Pferde. Auf der Hauptstraße zogen die Kolonnen voll her, leer hin. Truppen kamen und gingen. Zwischen den großen, deutschen Proviant- und Munitionswagen die kleinen Bauerngefährte mit den winzigen Pferdchen, die, vonnöth, doch ihre Arbeit leisten und oft bei schlechtem Futter mehr aushalten, als unsere großen Pferde bei gutem.

Zwischen Sümpfe und Ackerland, über Reifigbrücken, die unsere Pferde ungern betreten, reiten wir durch. Auf einem Hügel, wie ein Werk in den Halligen anzuschauen, liegen ein paar Gehöfte.

Hafer (owfa?) Niema! (nicht da!) Soldati germaniski sobraljel Sie haben ihn weggenommen. Der Gutschein des Mannenleutnants, den sie aus dem Zipfel ihres Taschentuches hervorstechen, beweist es. Aber Vieh ist noch da, Vieh in kleinen bunten Herden, verstreut hier im Walde, dort im Morast. Es wird notiert und beschlagnahmt. Jeder Vetter erhält einen Bettel, wonach bei ihm so und so viel Vieh für die 2. Schwadron Dragoner P. in Anspruch genommen ist, und die Weisung, sich gegen Requirieren der Truppen damit zu schützen. Leider erweist das in ihnen die trügerische Hoffnung, als könnten sie ihr Vieh nun behalten, und die Enttäuschung den folgenden Tag ist umso größer. Aber das hilft nun nichts, der deutsche Soldat muß essen, und den Krieg hat er nicht gewollt. Es gelingt manchmal, mit vielen Gesen und wenig Worten den Leuten klar zu machen, daß die Russen angefangen haben, daß sie zuerst in Deutschland einfielen und dort wie die wilden Tiere gehaust. Zuweilen begreifen die Bauern dann, daß sie uns dankbar sein müssen, wenn wir nicht wie jene in Ostpreußen ihre Häuser anstecken und ihnen selbst die Hälfte abschneiden, sondern sogar noch so viel Milchvieh lassen, wie sie für ihr Leben gebrauchen.

Im nächsten Hause wird ein Samowar mitgenommen. Messing und Kupfer sind, genau wie bei uns daheim, dem öffentlichen Wohle verfallen. Nimmt der übrigens auf dem D. zu betonende russische Zerkocher seinen Weg erst in den Schilbengraben und erwärmt deutsche Soldaten, ehe er zum Draht oder Stützungsring wird, so ist er auch nicht zu verachten.

Hintern Walde wohnen auch Leute, und bei ihnen gibt's Hafer. Sie sind noch nicht arg heimgeflucht. Vor ein paar Wochen sind Patrouillen hier gewesen, ein paar Pferde sind fort, der Honig und das Obst, aber auf den Wiesen steht das Vieh und weiden Gänseherden nichtsahnend. Es ist ein Brauendorf, nur drei ganz alte Männer, der eine krumm, der andere lahm, der dritten ein bißchen blödsinnig, sind da, und darum muß die Bäuerin selbst mitfahren, deren Wagen wir für den schönen Hafer brauchen, der, eben frisch eingeworfen und gefleht, in Sack gefüllt wird. Es ist eine selbstlose Freude und darum eine reine, daran zu denken, wie die Pferde nun satt zu fressen bekommen und die Leute sich an den Gansen verlustieren werden.

In einer lauberen Bauernstube bewirten uns die gastfreien Littauer mit Milch, Kartoffeln, Butter und kalten weichgekochten Bohnen, die wie Ruß schmecken. Sogar Brot haben sie, würziges, ein wenig zu feuchtes.

Das erste Mal, daß ich hier unter der Littauischen Bevölkerung junge Mädchen sehe, so was wir Backfische nennen und auch schon ältere. Ihnen ist der Krieg noch keine Last. Sie kokettieren genau so mit den Dragonern wie die deutschen Mädchen daheim und machen ihre Witze, über die sie in Lachen erstickten möchten. Die eine, die frechste, kann sogar ein paar Worte Deutsch, von den Juden in Swensjann, der nächsten „Großstadt“ aufgeschnappt, und brinat sie voll Stolz vor.

Als die alte Matka begreift, daß es Ernst wird und sie ihren Wagen bestiegen soll, beginnen sämtliche Dorfbesorgerinnen mit ihr ein Klagegeheul, denn sie sind überzeugt, daß die gute Frau von uns geschlachtet wird und nicht wieder erheint. Erst die sehr energische Versicherung, daß wir keine

Russen seien und alte Weiber nicht fressen, beruhigte sie etwas. Eine besonders treue Freundin findet sich sogar zur Begleitung bereit.

Aber schon an der Waldecke zeigt sich ein Hindernis, denn dort steht ein Pferd, ein Falbe, schneidensatt, wie wir sagen, jung, kräftig, gerade was wir brauchen können: es ist — o weh! — der ihre. Wir traben darauf zu, und schon ist die Matka vom Wagen. Es war nicht zu erwarten, daß sie so traben könne. Aber auch der Falbe riecht Lunte und macht sich auf die Beine. Zwar sind ihm die vorderen zusammengebunden, aber er hat es gelernt, mit gewissermaßen gefalteten Fufen zu galoppieren, und mit geschickten Windungen entwischt er immer wieder, bis endlich sein Strid reißt und er in stauender Fahrt in den Wald verschwindet. Da setzt sich die Besorgerin auf eine Bodenschwelle und beginnt zu schreien — zu schreien, wie ich es von Menschen noch nicht gehört und für möglich gehalten; aus dem Dorfe löst sich eine Frauengestalt und hockt sich gegenüber an den Rand des dazwischen liegenden Sumpfes, und ein Duett wird aus dem Gebrüll, das Lote hätte erwecken können. Es wirkte geradezu vorwitzig, antik, homerisch, unwahr, nicht tierisch, denn so können Tiere nicht klagen! — Der Falbe aber war fort — und wir ritten traurig nach der Stadt.

Dort war es schon dunkel und alle Geschäfte geschlossen, denn aus den Fenstern leuchtete die Siebenzahl der Schabbeslichter, eine Verschwendung, die uns ärgern mußte, wo wir schon seit Wochen uns mit jedem Lichtstumpfs sparsam herum-schlugen.

Das Proviantamt gab uns einige Lebensmittel, und mit denen zogen wir ins Quartier, auf einen Gutshof vor dem Ort, wo ein Konzerthaus, Palmen und Bananen hinter gerahmten Bildern bessere Leute anzeigten. Sie schliefen zwar schon um acht Uhr alle in einer Stube mit entsetzlich schlechter Luft angezogen auf Bänken und der Erde, aber machten uns sogar — ein ungewohnter Genuß — Betten zurecht, auf denen wir, nicht gebissener als alle Tage, herrlich schliefen.

Den nächsten Morgen ziehen wir wieder los. Ein alter Mann kommt, mit einem kleinen Pferdchen vor einem Wagen wie ein Spielzeug, kaum einen halben Meter lang. Ein Sack darauf ist verdächtig, aber er erweist sich als Bett, und der Mann selbst bezeichnet sich deutsch als — Bettler. Wie geäuert muß das Land sonst gewesen sein, daß hier die Bettler die Gaben mit Roh und Wagen einsammeln können! Schade, daß dies Sprachgemisch, das ich allmählich radebrechen lerne, mir nicht gestattet, die Weisheit dieses Alten zu erforschen und zu wissen, ob er so klug ist wie der klassische Bettler Homer oder der Walter Scott'sche (wie heißt er doch?) im Altertümler, dem er auf ein Haar gleicht.

Zwei Hühner begleiten uns am Sattelknauf für die Abendmahlzeit, und dann geht es zurück zu dem beschlagnahmten Vieh. Als hier die wahre Lage klar wird, gibt es natürlich wieder Jammergeschrei, und erst, als sie hören, daß ich ihnen nur einen Teil der Tiere nehmen muß, beruhigen sie sich und sind fast dankbar ob der Schonung. Es ist eine harte Pflicht, den Leuten ihr Eigentum abzunehmen, besonders hart, weil sie sich nicht sträuben, lebenswürdig bleiben und nur seufzend klagen. Widersehten sie sich, wären sie energischer, dann wäre es innerlich viel leichter für uns. So aber geben sie nicht nur das Vieh her, sondern brachten es uns auch noch bis zur großen Straße, deren helles Band im Mondenschein die Tiere dann zusammenzieht.

Nur zwei der beschneigten Tiere waren klug genug, den Weg zur Heimat rechtzeitig einzuschlagen, die anderen kamen nach manchem „Hi und Datt“, nach vielen Seitenwringen in Gräben und Sümpfe, nach Zusammenstößen mit Autos und Wagen, doch nach der Scheune, wo sie nächtigen sollten.

Dort im Hause war die fremdbliche Bettin uns schon bekannt. Sie ruffte mit Aufbietung aller Kräfte die beiden Hofbewohner, und als ich nach dem ersten Schlaf um elf Uhr vom Strohhau aufstand, waren sie gar. Eine Büsche Bruchparagel aus der Heimat und ein paar Kartoffeln banden die Brüste, die durch die Unter- und Oberhise des lettischen Dolchseuers eine besondere Kraft gewonnen, eine Kraft, die auf uns überging. Wir sanken mit vollem Magen aufs Stroh, das aus dem Fußboden des überheizten Zimmers ausgebreitet war und schliefen trotzdem, gestieft und gespornt, wie die Götter bis zum andern Morgen.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Schein-Feichen.

Gefechtsübung beim Erschbataillon. „Sprung, auf! March, march!“ — „Stellung! Gerade aus Schützen, Visier 700! Schützenfeuer!“ Jetzt knattert es los. Ein Pfiff aus der Schützenreihe des Zugführers macht dem Gefnatter ein Ende. Jeder setzt vorschriftsmäßig ab und schreit so kurz und laut er kann. „stopfen!“ Wie ein Feldherr nach einer gewonnenen Schlacht schaut der Zugführer, der gestrenge Herr Feldwebel-leutnant, um sich; alles klappt prächtig. Ja, unser Landsturm! Und weil alles so schön geht, läßt er zum Lohne beim nächsten Sprung Verluste eintreten. „Durchsagen! Kompaniebefehl! Beim nächsten Sturm fallen die Leute mit dem Aufangsbuchstaben A bis K. — Gruppenweise vorwärts!“ Wie ein Lauf-feuer geht der Befehl durch. Die Gruppen springen. Bald be- deckt sich das „Schlachtfeld“ mit markierten Feichen, die auf dem Rücken liegen und für eine Weile ihre Ruhe haben. Aber die Übung ist bald beendet und die Toten müssen wieder auf- stehen. Und wenn sich bei dem Aufstehen etwa gar noch eine gewisse Todesstarre zeigen sollte, dann läßt der Herr Feld- webel-leutnant die Betreffenden so lange hinlegen und auf- stehen, bis die volle Lebenskraft wieder zurückgekehrt ist. Und der Poisl muß es heute gleich zehnmal machen; erst beim elftenmal darf er eintreten in Reih' und Glied. Und leuchtend flüstert er seinem Nebenmann ins Ohr: „O mei“, im Feld draußen hab'n sie 's schön. Da dürfen f' wenigstens liegen bleiben, wenn f' amal tot san.“

„Bin ich doch froh um die Russen!“

Sonntag abend ist's. In dem großen Bauernhose anher- halb der Ortschaft brüllt das Vieh. Es ist gewohnt, um diese Stunde das Futter zu empfangen. Aber es läßt sich der Füt- terer nicht sehen. Er sitzt im Wirtshaus, aiekt einen Krug um den anderen hinter die Binde und extränkt so das Pflicht- gefühl im Kaufhe. Er ist ein älterer Taugenichts vom Dorfe, der sonst dem Bettel und die Landstreicherei betrieb; zur Kriegszeit aber hat man ihn in Ermangelung besserer Hilfs- kräfte im Großbauernhose eingestellt. Die Kabe läßt das Maufen nicht und so gibt er auch hier oft Veranlassung zur Klage. Wenn er das leidige Saufen lassen wollte! Aber wenn er Gelegenheit hat, dann ruht er nimmer, bis ihn der Teufel unter die Pant wirft. Heute hat er seine Aufgabe gänzlich ver- gessen. Die Bäuerin hört die Unruhe im Stalle. Nichts Gutes ahnend, eilt sie hinaus und weiß sofort, was sie von dem lumpigen Knechte zu halten hat. Aber was tun. Die beiden Mäde hat sie heute auf Besuch in's Nachbardorf ent- lassen. Da fällt ihr ein; es sind ja Russen da! Sieben arbei- ten auf dem Hofe. Freilich haben sie heute keinen Dienst zu tun; aber es sind gute, willige Leute. Die Bäuerin eilt in's Hinterhaus, wo sie mit der Aufsicht wohnen. Als sie ver- standen haben, bieten sich sofort zwei an, helfend einzuspringen. In kurzem schweigt das Brüllen des Viehs. „So“, sagt die Bäuerin, „Bin ich recht froh um die Russen!“

Zwanzig Kinder.

Die arme Dänslerin liegt schwerkrank darnieder. Die Leute zweifeln an ihrem Aufkommen. Es wäre eine Er- löschung für sie, aber ihre zehn Kinder! Dazu kam vor einigen Tagen die Nachricht vom Felde, daß ihr Mann gefallen sei. Du lieber Gott! Man sagt es ihr nicht. Ihr armes Lebens- lüchlein löst nach wenigen Tagen aus. Was nun mit den Kindern? Der Schwager ist ein gutherziger, mitleidiger Mann; aber hat selber zehn lebende um sich. Er schaut sein Weib fragend an, dann meint er: „Probieren wir's zusammen ein- mal, bis der Krieg vorbei ist? Zweimal zehn sind zwanzig; aber sie sind doch bei den eigenen Leuten.“ Und sie beide ver- sahen mit Hilfe einer alten Wase zwei Haushaltungen. Freilich der Schwager hatte keine kleine Arbeitslast, namentlich während der Ernte. Aber auter Wille und Liebe — es ging. Und wenn man mit ihm darüber redet, meint er autmütig: „Krieg ist; die armen Tröpfelein erbarmen mich; wann ich ein- rücken müßte, wäre ich auch nicht da — und nun bin ich halt ein doppelter Vater!“ So sind die Armen immer am barm- herzigsten. —

Das Flugzeug.

In den niedrigen Dächern eines Walddörfleins hört man auf einmal das bezeichnende Surren eines Flugzeugs, das stets näher zu kommen scheint. Endlich erscheint es über dem Hoch- walde der Hügelkette und hält scharf auf das in der Mulde eingebettete Dörflein zu. Was Fische hat, eilt auf die Straße

und blickt unter furchtsamen Staunen nach oben. Was den Flieger hierher führt? Ob er feindliche Absichten hat? Das Flugzeug senkt sich so tief, daß es fast die Kirchturmspitze be- rührt, und im Nu zerstreuen sich die heimlichen Bedenken; denn alle haben es an den Abzeichen als ein einheimisches erkannt. Laute, begeisterte Zurufe begleiten den Flieger, der in sicheren Bogen das Dörflein umkreist und über einem Gehölze ein weißes Blatt abwirft. Darauf verabschieden sich die beiden Soldaten in der Gondel grüßend von den Bewohnern und sind mit ihrem Flugzeug bald über dem Waldermeere verschwunden. Die erfreuten Nachbarn erfahren aus dem Schriftstück, daß der Pilot einer der Ihrigen war, der sein Dörflein zum letzten Male grüßte, bevor er seinen Weg auf den Kriegsschauplatz antrat.



Luftige Ecke.

„Nun“, sagte der Lehrer am Schluß der Geschichtsstunde, in der er von den Schrecken des Krieges gesprochen hatte, „bist du ein Gegner des Krieges, mein Junge?“ „Ja, Herr Lehrer“, war die bestimmte Antwort. — „Dann sag' mir mal warum.“ — „Weil die Kriege ein Teil der Geschichte sind, und Geschichte ist mir was Schönbliches.“

„Ihre Tochter scheint ja sehr viele Anbeter zu haben.“ — „Ja, vier oder fünf.“ — „Welchen begünstigt sie denn?“ — „Ich weiß nicht, Sie scheint strikte Neutralität zu beobachten.“

„Mami“, sagte Elise, „ich wollte, ich hätte ein richtiges Baby in meinem Wagen zu fahren.“ — „Warum?“ versetzte die Mutter, „du hast doch keine Puppen.“ — „Ja, aber die Puppen brechen immer entzwei, wenn man den Wagen um- kippt.“

Ein Herr, der sich einem Hause näherte, fragte einen klei- nen an der Gartentür stehenden Knaben: „Ist deine Mutter zu Hause?“ — „Ja, Herr“, war die höfliche Entgegnung des Knaben. — Der Herr schritt durch den Garten auf das Haus zu und kehrte, nachdem er verschiedene Male geklingelt und keine Antwort erhalten hatte, zu dem Kinde zurück und sprach: „Ich dachte, du sagtest mir, deine Mutter sei zu Hause?“ — „Ja, Herr, das ist sie auch“, antwortete der Knabe. — „Aber ich habe mehrere Male geklingelt, ohne eine Antwort zu er- halten.“ — „Mag sein, Herr“, versetzte der Knabe, „da wohne ich auch nicht.“

Ein alter Reger war des Hühnerdiebstahls beschuldigt, und der Richter sprach: „Wo ist Ihr Anwalt?“ — „Ich habe keinen, Herr Richter.“ — „Das sollten Sie aber“, bemerkte der Richter. „Ich werde Ihnen einen bestimmen.“ — „Nein, Herr, nein, Herr, tun Sie das, bitte, nicht“, flehte der Angeklagte. — „Warum denn nicht?“ fragte der Richter. „Es kostet doch nichts. Warum wollen Sie denn keinen Anwalt haben?“ — „Das will ich Ihnen sagen, Herr Richter“, entgegnete der alte Mann zutraulich. „Ich will mich selbst an den Hühnern pflegen.“

„Ich habe den einen von meinen Jüngens Doktor studier- ren lassen und den andern Rechtsanwalt“, sprach der Bauer Huber und stützte sich auf seine Krücke. — „Sie sollten stolz auf die beiden sein“, versetzte sein Besucher, „das scheint mir eine ausgezeichnete Anordnung zu sein.“ — „Na, ich weiß nicht recht“, meinte der alte Bauer, „es scheint mir, als wenn ein Familienant daraus entstehen wird. Ich würde von einer Lokomotive überfahren und der eine will mich heilen, und der andere will, daß ich lahm bleibe, damit er auf Schadenersatz klagen kann.“

„Wenn Wasser zu Eis wird“, fragte der Lehrer, „welches ist dann die größte Veränderung, die Platz greift?“ — „Die größte Veränderung“, antwortete der Schüler, „ist die Ver- änderung im Preise.“

Einer alten Schottin war ein neuer Hut versprochen wor- den, und bevor der Kauf gemacht wurde, sprach die Spenderin vor und fragte: „Wollen Sie lieber einen Filzbut oder einen Strohhut haben, Frau Mac Donald?“ — „Ja, an' Frau“, meinte die schlaue, alte Dame nachdenklich, „ich denke, ich nehme einen von Stroh. Wenn ich den aufgetragen habe, dann ist er immer noch ein Rundvoll für die Kuh.“

„Hier!“ rief der Aufseher: „Was machen Sie da? Wissen Sie wohl, daß es nicht erlaubt ist, hier Fische zu fangen?“ — Der Angler, der seit drei Stunden dasah, ohne daß ein Fisch angebissen hatte, wandte sich um und warf dem Beamten einen mürrischen Blick zu. „Ich fange sie nicht“, entgegnete er, „ich füttere sie.“